

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wie das Röppli drüben im Elsaß dämpfig und vom Schachenburen Franz wieder kuriert wird. Eine Bauerngeschichte mit 2 Abbildungen von Dr. L. Steuert

[urn:nbn:de:bsz:31-337636](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337636)

aus Holz reichgeschnitzte Hochaltar stammt aus dem Jahre 1527 und ist „höher als das Münster.“ Die Sage erzählt, daß ein Rathsherr sein holdseliges Töchterlein dem Künstler Liefriuk zur Frau nur geben wollte, wenn er „dem Münster einen Hochaltar erbaut, aber höher als das Münster.“

Der Künstler schnitzte den prachtvollen Altar;

hoch bis an die Decke rankt das geschnitzte Maßwerk als Rosenzweig empor:

Doch der höchste Zweig des Rosenbaumes
Strebt zur höchsten Decke des Gewölbes;
Beugt sich dann voll Demuth erdwärts nieder,
Kunstvoll dankend nach dem Tisch des Herrn.
Und der Hochaltar ist höher als
Das Münster! — Also schuf die Kunst das Wunder.
Und als erstes Paar am Hochaltar
Ward getrauet Nösschen mit Hans Liefriuk.

Wie das Rappli drüben im Elsaß dämpfig und vom Schachenburen Franz wieder kurirt wird.

Eine Bauerngeschichte mit 2 Abbildungen von Dr. L. Steuert.

Erstes Kapitel.

Der Schachenbur.

Droben am Berge, eine kleine Strecke unter dem Tannenwalde, liegt der Schachenhof.

Es ist ein mühsames Hausen und Wirthschaften auf dem abgelegenen Hof. Felder und Wiesen liegen an steilen Abhängen. Die Dienstboten wollen auch nicht gerne bleiben. Denn die Arbeit da droben ist schwer, und viel Unterhaltung oder Lustbarkeit gibt es auch nicht.

Da verdingen sich die Dienstboten lieber in die Nähe der Stadt, wo es mehr Gelegenheit zum Vergnügen und weniger saure Arbeit gibt.

Romantisch gelegen ist der Schachenhof. Das muß jeder Naturfreund bekennen.

Wenn man eine Viertelstunde vom Hofe hinaufsteigt auf den Buck, dann hat man eine entzückende Aussicht bis hinab in das breite ferne Rheinthal.

Auch die Wiesen und Felder sind auf dem Schachenhofe nicht schlecht.

Früher gehörte ein schönes Stück Wald zum Hofe. Der Wald ist aber bis auf einen unansehnlichen Rest verschwunden und an dessen Stelle sieht man eine kahle Fläche, auf der im Sommer sippig die Weidenröslein wuchern. Die Fläche ist zwar wieder angepflanzt, aber das auf dem Schachenhofe hausende Geschlecht wird nicht mehr viel Nutzen von dem Walde haben.

Ja, der Wald!

Jedesmal gibt es dem Schachenbauern einen Stich durch's Herz, wenn er die kahle Fläche sieht.

Seufzend sagt er dann zu sich selbst: „Gott verzeih' es meinem Nachbar, dem Buckenbur, daß er mich um meinen Wald gebracht mit dem leidigen Prozeß!“ Die Sache war aber so gekommen:

Drüben über dem Buck, von dem aus man die schöne Aussicht hat, liegt der Hof des reichen Buckenburen.

Ein Stück Feld des Schachenburen erstreckte sich aber wie eine Zunge in die Felder des Buckenburen hinein.

Wenn der Buckenbur sein Holz aus dem Walde abfahren ließ, so mußte er entweder einen beträchtlichen Umweg machen oder über das Stück Feld des Schachenburen fahren. Der Schachenbur wollte dieses abgelegene Grundstück gegen ein anderes auf der Markung des Buckenburen umtauschen. Lange dauerten die Verhandlungen, ohne daß man zum Ziele kam. So lange man verhandelte, gestattete der Schachenbur dem Buckenbur das Holzabfahren über sein Grundstück. Als sich aber die Verhandlungen ganz zerklühten und die beiden Nachbarn in Streit geriethen, da verbot der Schachenbur die Durchfahrt und brachte einen Zaun an seinem Grundstücke an.

Der Buckenbur versuchte den Zaun wegzunehmen. Der Schachenbur berief sich auf sein Eigenthumsrecht.

In einem schönen Morgen war der Zaun herausgerissen und der Buckenbur ließ seine schweren Holländer durch das Feld des Nachbarn abfahren.

Es kam zum Prozeß. Anfangs ging die Sache günstig, und in der ersten Instanz siegte der Schachenbur.

In der zweiten und dritten Instanz verlor er aber. Der Buckenbur konnte beweisen, daß schon in alter Zeit das Durchfahrtsrecht bestanden habe.

Die Prozeßkosten verzehrten den schönen Wald des Schachenburen.

Der Buckenbur hätte gerne frühzeitig seine Hand zu einem Vergleiche geboten, die Kosten waren aber schon im Anfange sehr hoch und den Schachenbur hatte der Prozeßteufel erfaßt. Er

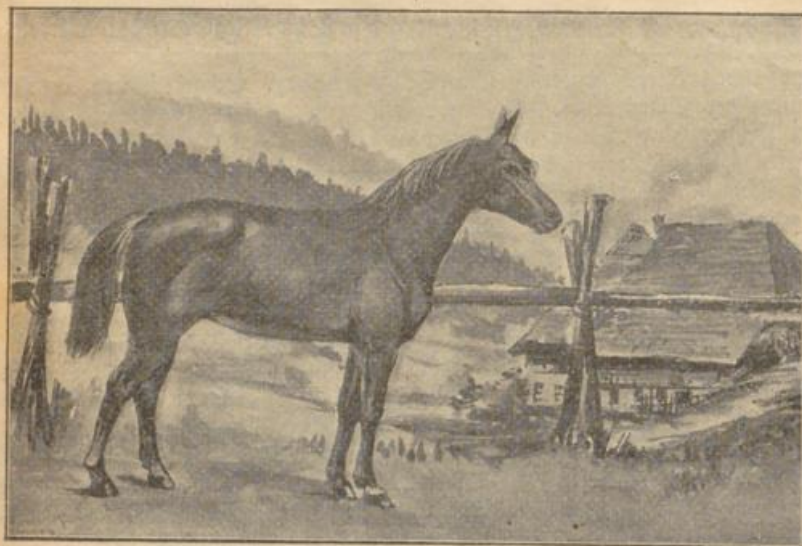
war in dem Wahne befangen, daß es seine Pflicht sei, für sein gutes Recht zu kämpfen und zu streiten, koste es was es wolle.

Schwere Tage stellten sich nach dem Verluste des Prozesses in dem Schachenburenhofe ein.

Der Wald hatte jedes Jahr einen schönen Ertrag abgeworfen. Jetzt war aber die Henne geschlachtet, die die goldenen Eier legte.

Der Hof warf ja ohne den Wald kaum so viel ab, daß man sich in guten Zeiten durchschlagen und Steuern und Abgaben zahlen konnte. Unglücksfälle durften sich nicht einstellen, sonst war das Verderben nicht mehr weit.

Wie hatte sich der Schachenbur wegen jener einfalligen Durchfahrt die Kappe zerschnitten und seine und seiner Kinder Existenz gefährdet!



Das Näppli des Schachenburen.

Von Prozessen wollte er aber jetzt nichts mehr wissen.

Gegen seinen Nachbarn, den Buckenbur, hegte er natürlich einen tiefen Groll. Er suchte zwar diesen Groll als ein rechtschaffener Christ zu unterdrücken, doch dieses gelang ihm nicht immer.

Man grüßte sich zwar, wenn man sich traf. Der Schachenbur wich aber seinem Nachbar aus, wo er konnte. In einem Punkte hatte aber der Schachenbur Glück, nämlich mit der Pferdezucht.

Er hatte eine schon ziemlich alte, etwa 15jährige Stute. Dieselbe hatte ihm aber schon 6 Fohlen gebracht, von denen er nur eines verlor. In den letzten Jahren konnte er fast jedes Jahr ein dreijähriges Pferd verkaufen und er erzielte immer sehr schöne Preise dafür.

Es war ein sonniger Sonntagsnachmittag im Monat Juli. Alles grünte und blühte um den Schachenburenhof herum. Drüben an der abgeholzten Halde leuchteten violett und roth die Weidenröslein herüber.

Da trat zu der niedrigen Hausthüre des Schachenburenhofes ein stattlicher ernster Mann heraus.

Seufzend blickte er nach der abgeholzten Halde hinüber. Dann schritt er der Bergwiese zu, die eingezäunt oberhalb des Hofes lag.

Jetzt erhellte sich der Blick des ernsten Mannes etwas. Wiehernd sprangen ihm drei Pferde entgegen.

Es war seine alte Zuchtstute mit ihrem Saugfohlen, das jetzt 2 Monate alt war. Eine überaus

schöne vierjährige Nappstute, die Tochter der alten Zuchtstute, war auch draußen auf der Weide; diese kam auch herbei, als sie den Schachenbur sah.

Nur der steinalte Fuchs, das vierte Pferd des Schachenburen, nahm keine Notiz von seinem Herrn.

Ruhig graste es weiter.

Es wußte ja aus Erfahrung, daß es von dem Stück Haferbrod, welches der Schachenbur brachte, nur sehr wenig bekommen werde. Stürmisch umdrängten die drei

Pferde den Schachenbur. Er zog ein Stück Haferbrod aus der Tasche, dann brach er kleine Stückchen davon ab und reichte es den zahmen Thieren. Bald war das Stück verzehrt. Damit waren aber die Pferde noch nicht zufrieden. Lüfternd beschneuperten sie noch alle Taschen, ob sich nicht noch irgendwo ein Stücklein Brod fände. Der Vorrath war aber bereits erschöpft.

Zärtlich streichelte jetzt der Schachenbur die alte Stute, die ihm schon so viel Geld in's Haus gebracht hatte. Aber auch den jungen Nappen rief er zu sich und streichelte ihm freundlich den Hals, was sich das Thier ganz gerne gefallen ließ.

„Es ist hart, daß wir uns trennen müssen, Näppli,“ sagte er zärtlich zu dem Pferd. „Es muß aber sein. Auf dem Schachenburenhof ist

das Geld

verlaufen

Das Nä

Worte nic

mehr an

und erw

Haferbrod.

fuhr der

du ein Blä

dem Schad

soviel du f

Aber sch

Hab ich d

Einspanner

dämpfigen

Stelle einj

Während

Nappen sp

Buch herum

Zaun gesch

Er war

entfernt, da

„Einen

willst Du

Es ist vie

haben, Sch

Der Sch

strom schoß

er seine G

kurz: „So

„Gieb n

zahl' ihn

Hände! J

das Roß b

Lange k

Er wußt

nicht befor

Nappen un

ein sehr g

bur kam es

„Du br

betonte der

von der W

Habe ich

lein's, dan

Einen b

Nappen ni

Auch kor

einen Fünf

Schon se

auf der Zu

„Um 90

Da fiel se

Halbe und

Ein bitte

das Geld sehr rar, und wenn ich dich nicht zu verkaufen hätte, wüßte ich nicht was anfangen.“

Das Käppi schien aber die Bedeutung dieser Worte nicht zu verstehen. Es schnupperte vielmehr an der Tasche des Schachburen herum und erwischte auch glücklich noch ein Bröcklein Haferbrod. „Ja, ein Leckermaul warst du immer,“ fuhr der Schachburen fort. „Vielleicht bekommst du ein Plätzchen, wo es dir noch besser geht als auf dem Schachburenhof, wo du Hafer bekommst, soviel du fressen magst, und Zucker noch dazu! Aber schwer wird halt doch die Trennung. Hab ich dich doch aufgezogen und dich an das Einspannen gewöhnt. Jetzt, wo ich den alten dämpfigen Fuchsen abschaffen und dich an seiner Stelle einspannen sollte — muß ich dich verkaufen.“

Während der Schachburen so mit seinem Rappen sprach, war ein Mann den Weg vom Buck heruntergestiegen und hatte sich über den Zaun geschwungen.

Er war noch zehn Schritte vom Schachburen entfernt, da rief er diesem zu:

„Einen schönen Rappen hast Du da! Was willst Du dafür? Ich biete Dir 800 Mark. Es ist viel Geld, aber Du sollst soviel dafür haben, Schachburen!“

Der Schachburen drehte sich um. Ein Blutstrom schoß ihm in's Gesicht. Lange kämpfte er seine Erregung nieder, dann aber sagte er kurz: „So, Du bist's, Buckenbur!“

„Gieb mir den Rappen, Schachburen! Ich zahl' ihn gut. Dein Roß kommt auch in gute Hände! Ich weiß, es ist Dir nicht gleich, wer das Roß bekommt.“

Lange kämpfte der Schachburen mit sich.

Er wußte wohl, daß er einen besseren Käufer nicht bekommen werde. Er konnte ja den Rappen um 900 Mark bieten. Er machte dann ein sehr gutes Geschäft. Dem reichen Buckenbur kam es sicher auf einen Hundert nicht an.

„Du brauchst mir für garnichts zu hasten,“ betonte der Nachbar. „Ich nehme das Pferd von der Weide weg mit, wie es geht und steht. Habe ich Glück damit, ist es mir recht, habe ich kein's, dann werde ich Dich darum nicht anreden.“

Einen bessern Käufer findest Du, für den Rappen nicht mehr.

Auch kommt es mir nicht darauf an, noch einen Fünfziger daraufzulegen.“

Schon schwebte dem Schachburen das Wort auf der Zunge:

„Um 900 Mark sollst Du den Rappen haben.“ Da fiel sein Blick drüben auf die abgeholzte Halbe und wieder auf seinen schönen Rappen.

Ein bitterer leidenschaftlicher Zug glitt über

sein Gesicht. Schon hatte er eine böse Entgegnung auf den Lippen. Er bezwang sich aber.

Dann sagte er kalt: „Nicht um 1200 Mark sollst Du den Rappen haben.“ Damit drehte er sich um. Der Buckenbur wandte sich ebenfalls zum Gehen.

„Ich glaub' nicht, daß Du einen besseren Käufer findest,“ rief er noch dem Schachburen zu, während er über den Stangenzaun hinüberstieg. „Braucht's auch nicht,“ war die unwirliche Antwort des Schachburen, der jetzt das Eingangsgatter öffnete und die Pferde in den Stall trieb.

Im Stalle angekommen band er den alten Fuchsen und den jungen Rappen an. Dann führte er die alte Zuchtstute mit dem Fohlen in den Laufstand hinein. Der Stute schüttete er dann etwas Hafer ein.

Für das Fohlen, das auch schon gerne etwas Hafer fraß, das sich aber immer so strecken mußte, wenn es zum Hafer gelangen wollte, hatte er einen kleinen, niedrigen Barren angebracht. In diesen kleinen Barren schüttete er auch etwas Hafer hinein.

Der Landwirthschaftslehrer drunten im Amtsstädtchen hatte ihm einst gesagt, daß es nicht gut sei, wenn die Fohlen aus einem hohen Barren fressen müssen. Sie müssen nämlich dabei den Kopf stark strecken, wobei sich der Rücken einbiegen muß. Auf diese Weise bekämen dann die jungen Pferde Senkrücken. Da aber der Schachburen als praktischer Pferdezüchter wußte, daß ein guter und ebener Rücken bei Pferd und Rind eine Hauptsache ist, so war er emsig bestrebt, alles zu verhüten, was den Rücken zum Einsinken bringen könnte.

Jetzt trat der Franz, der Sohn des Schachburen, in den Stall. Er besorgte die Fütterung der Pferde. Man sah es wohl, das Futter sparte er nicht.

Zuerst gab er den Pferden den Häcksel mit etwas Hafer. Der Häcksel bestand aus etwas Haferstroh und aus Heu von einer Bergwiese der besten Qualität. Erst dann, wenn die Pferde die vorgelegte Portion vollständig aufgezehrt hatten, bekamen sie die folgende.

Der Sohn des Schachburen, der Franz, war ein großer Freund der Pferde. Er hatte ein Verständniß für Fütterung und Pflege. Er gönnte den Thieren Zeit zum Fressen. Auch zu Zeiten, wo die Arbeit sehr eilig war, wußte er immer für eine genügend lange Mittagspause zu sorgen.

„Es hat keinen Werth, die Pferde zu früh nach dem Füttern einzuspannen,“ pflegte er zu

sagen. „Die Zeit, die ich den Pferden an der Mittagruhe kürze, ziehe ich ihnen ab an ihrer Gesundheit und Kraft.“

Der Franz hielt streng auf Ordnung und Pünktlichkeit bei der Fütterung. Er gab den Pferden nicht bald viel, bald wenig. Er wußte genau, wieviel jedes Pferd Futter verzehren konnte, und darnach theilte er die Portionen ein.

Am Sonntag, wo die Pferde im Stalle standen, da erhielten dieselben keine größeren Portionen als am Werktag.

„Das Ueberfüttern am Sonntag taugt nichts,“ sagte er oft zu seinem Kameraden. „Wenn ich den Pferden mehr gebe am Sonntag, als für sie paßt, dann sind sie am Montag nicht munter bei der Arbeit.“

Alle Tage satt füttern, nicht zu wenig und nicht zu viel, aber immer gleichviel und gleich gut, das hält die Pferde bei der Kraft und läßt sie alt werden.“ Die Pferdefnechte der Nachbarschaft waren aber vielfach anderer Anschauung.

Sie hatten aber auch wenig Glück mit ihren Pferden. Bald fehlte dieses, bald fehlte jenes. Bald ging ein Pferd an Kolik zu Grunde, dann wieder ein anderes an Harnwinde oder am Strengel. Bei der Arbeit verschonte der Franz seine Pferde durchaus nicht; er war der Meinung, daß die Pferde schon etwas leisten können, wenn sie im Stalle die gehörige Ordnung und Pflege, sowie das nothwendige Futter haben.

Die Pferde des Schachenburen sahen aber auch besser aus als alle anderen Pferde der weit zerstreuten Gemeinde, trotzdem sie fast mehr leisteten als die der anderen Bauern. Der steinalte Fuchs war glatt und glänzend, und kein Tropfen Wasser blieb auf seinem Rücken stehen.

Kamen aber zwei Feiertage, da ließ der Franz die Pferde nicht bis zum nächsten Werktag im Stalle. Sie mußten Nachmittags heraus, und wenn es nur eine Viertelstunde war.

Im Winter machte er wohl auch am Sonntag Nachmittags, wenn es in der Woche wenig für die Pferde zu thun gab, eine kleine Schlittenfahrt.

Er machte es aber nicht wie seine Kameraden, die zuerst die Pferde herumjagten, bis sie in Schweiß gebadet waren, und sie dann vor dem Wirthshause frierend stehen ließen.

Der Franz trank auch gerne zuweilen einen Schoppen. Zuerst mußten aber seine Pferde in den Stall, dann stieg er wieder den Weg herab und setzte sich in dem Wirthshause am Bach zu seinen Kameraden und trank mit ihnen. „Zuerst müssen die Pferde versorgt werden, sonst schmeckt mir kein Trunk,“ sagte er. „Ich habe keine Ruhe, bevor ich Alles im Stalle in Ordnung weiß!“

Seine Kameraden lachten ihn zwar aus. Nur einige gaben ihm Recht, die sahen, daß die Pferde unter seiner Hand sichtlich gediehen.

„Wenn man für so werthvolle Thiere zu sorgen hat, die leicht ruinirt und beschädigt werden können, dann darf man seine Aufgabe nicht zu leicht nehmen. Ein Pferdewärter hat eine große Verantwortung,“ sprach er gewöhnlich zu seinen Kameraden. „Ein schlechter Pferdefnecht, der lässig ist, dem am Wohl und Wehe seiner Pferde nicht viel liegt, der kann in einer halben Woche mehr verderben, als der gewissenhafteste Knecht in einem halben Jahre gut macht.“

Bei den älteren Bauern war aber des Schachenburen Franz überaus hoch geehrt und geachtet. Mancher hätte sich glücklich geschätzt, einen solchen Sohn zu haben. Von dem reichen Moosbauer wurde ihm einmal ein überaus glänzendes Anerbieten gemacht, er beschloß aber bei seinem Vater auszuharren.

Diesem braven und wackeren Sohne verdankte aber auch der Schachenbur sein Glück in der Pferdezücht. Wenn die Stute zum Fohlen kam, dann wachte er Tag und Nacht. Mehrere Tage lang kam er oft nicht mehr in's Bett.

Er sorgte für eine gute Streu, für einen geräumigen passenden Stall, für eine gute Luft. Einige Tage vor dem Fohlen nahm er auch der alten Stute die Eisen ab, damit das junge Fohlen nicht beschädigt werden konnte.

War das Fohlen geboren, dann war er unermüdlich darauf bedacht, die Mutter und das Junge so zu versorgen, wie es für ihre Natur paßte. Wenn die Stute ein Fohlen hatte, dann sah man den Franz an Sonn- und Feiertagen wohl noch in der Kirche, denn er war rechtschaffen und fromm, im Wirthshaus sah man ihn aber nicht mehr. Er steckte entweder im Stalle oder er begleitete die Pferde auf die Weide.

Zweites Kapitel.

Der Schachenbur verkauft die Rappstute auf dem Roßmarkt.

Während der Franz noch im Stalle die Pferde fütterte, saß der Schachenbur drinnen am weißgeschuerten Tisch, den Kopf auf die linke Hand gestützt. Neben ihm stand besorgt seine Frau. „Was hast Du, Bur?“ frug sie theilnahmsvoll.

„Nein, der Buckenbur soll den Rapp nicht kriegen, eher steche ich das schöne Pferd todt,“ rief er voll Grimm. „Ein Jude soll den Rapp bekommen, aber nicht der Buckenbur da drüben!“

„Aber Bur!“ wagte die etwas schüchterne Frau wieder zu sagen. „Will denn der Buckenbur den Rapp?“

„Ja, da Bald hat ihm auch nur mit der scheiben klü“

„Der verfest die“

„Das ist regte Mann Rappen be“

Jetzt kam sehr laut nommen, d“

„Was Vater!“ fr“

„Zahlen nicht,“ an Mark ließ dem Juden Buckenbur“

„Aber, bur gut b Hand!“ er“

„Wer ist der Vater bur wüthen ich will?“

Seufzen Stall und bald in di“

Einige Stall, dann“

Er konn hundert M war viel n“

Es war Mark gab Mehrerlös“

Seinen sprechen genügt.“

Am ande sich der S Amtsstädt Roßmarkt.“

Dorthin bringen un“

nothwendig und manche war er im Ernte bran“

Es war Schweigsam Rappen am Morgenlan“

„Ja, das Käppli will er freilich. Um den Wald hat er mich gebracht, das Käppli würde ihm auch noch passen!“ Dabei schlug der Schachenbur mit der Faust auf den Tisch, daß die Fenster-scheiben klirrten.

„Der Bueckenbur zahlt Dir ja den Rappen!“ versetzte die Frau.

„Das ist mir ganz gleich!“ schrie der aufgeregte Mann. „Er mag sein Geld behalten. Den Rappen bekommt er nicht!“

Jetzt kam der Franz in die Stube. Aus der sehr laut geführten Unterhaltung hatte er vernommen, daß der Bueckenbur den Rappen wollte.

„Was gibt der Bueckenbur für's Käppli? Vater!“ fragte er.

„Zahlen thut er gut. Aber ich geb's ihm nicht,“ antwortete der Vater. „Neunhundert Mark ließ er schon springen. Aber lieber gebe ich dem Juden das Käppli um 700 Mark, als dem Bueckenbur um 1000 Mark!“

„Aber, Vater, das Käppli wird vom Bueckenbur gut bezahlt und es kommt in eine gute Hand!“ erwiderte der brave Franz.

„Wer ist Herr auf dem Schachenburenhof — der Vater oder der Bub?“ schrie der Schachenbur wüthend. „Kann ich nimmer machen was ich will?“

Seufzend ging der brave Franz hinaus in den Stall und betrachtete wehmüthig sein Käppli, das bald in die Hände eines Juden kommen sollte.

Einige Stunden lang saß er brütend im Pferdestall, dann schlich er sich traurig in seine Kammer.

Er konnte seinen Vater nicht begreifen. Neunhundert Mark wollte der Bueckenbur geben. Das war viel mehr als man gehofft hatte.

Es war fraglich, ob der Jude mehr als 700 Mark gab. Wie gut wären die 200 Mark Mehrerlös den Schachenburenleuten bekommen!

Seinen Vater wollte er aber nicht mehr ansprechen. Vorausichtlich hätte das auch nichts genützt.

Am anderen Morgen in aller Frühe machte sich der Schachenbur reisefertig. Drunten im Amtsstädtchen, am Ausgang des Thales war Rossmarkt.

Dorthin wollte der Schachenbur seinen Rappen bringen und verkaufen. Er brauchte jetzt sehr nothwendig Geld. Er hatte Zinsen zu bezahlen und manches Andere zu decken. Mit den Steuern war er im Rückstand und für die bevorstehende Ernte brauchte er auch einiges.

Es war ihm nicht so recht wohl zu Muth. Schweigsam führte der Franz den munteren Rappen am Zügel, der fröhlich in die thaurische Morgenlandschaft hineinwieherte.

Sie wanderten mehrere Stunden den rauschenden Bach entlang.

Drunten im Amtsstädtchen herrschte schon reges Leben. Von allen Seiten wurden Pferde zugezogen. Händler, meistens Israeliten, hatten sich von allen Seiten eingefunden.

Der schöne stattliche Rapp des Schachenburen erregte allgemeines Aufsehen.

Die Kauflust war keine besonders rege. Der Schachenbur befand sich aber bald mit einem Juden im Handel. Er bot ihm 600 Mark. Der Schachenbauer wurde zornig.

Einen vorwurfsvollen Blick warf der Franz zum Vater hinüber, der immer aufgeregter wurde. Wie verwünschte er seinen Starrsinn von gestern.

Welchen schönen, vortheilhaften und sicheren Handel hätte er mit seinem Nachbar, mit dem er allerdings entzweit war, abschließen können.

Jetzt mußte er mit den Handelsleuten sich herumstreiten, die ihn sichtlich zum Besten hielten. Mit zornigen Worten erklärte der Schachenbur dem Händler, daß er unter 700 Mark nicht herunter gehen werde.

Der Jude wandte dem Schachenbur den Rücken und ließ ihn stehen.

Nach einiger Zeit kam ein anderer Handelsmann, der Theilhaber des ersten Bieters. Dieser bot jetzt dem Schachenbur gar nur 550 Mark.

Der Schachenbur gab gar keine Antwort. Er wartete wieder eine Weile.

Da kam ein dritter Händler. Dieser bot nur 500 Mark. Dabei fing dieser an, alles Mögliche an dem Pferde zu tadeln.

Jetzt gerieth auch der Franz in Wuth.

Bald wäre es zu sehr aufgeregten Scenen gekommen, wenn der erste Händler nicht gekommen wäre und sich in's Mittel gelegt hätte.

Er bot 620 Mark. Der Schachenbur verlangte 650 Mark.

Endlich einigte man sich auf 630 Mark. Der Schachenbur war um diese Summe froh, denn er mußte ja Geld heim bringen und die Käufer verließen jetzt allmähig den Markt. Der Franz seufzte. „Zweihundertsiebzig Mark hätte gestern der Nachbar mehr gegeben und ich hätte dann doch gewußt, wo's Käppli hinkommt,“ sagte er seufzend zu sich selbst. Der Schachenbur wurde in den „goldenen Engel“ bestellt. Dort sollte er das Geld für seinen Rappen erhalten. Er wartete mehrere Stunden.

Endlich kam der Handelsmann. Dieser nahm ein Formular aus seiner Tasche, füllte es aus und reichte es dem Schachenbur hin zur Unterschrift. Eifrig studirten die beiden Schachenburenleute, Vater und Sohn, das Schriftstück.

Da stand auf dem Bettel, daß der Schachenbur zu haften habe für alle gesetzlichen Fehler, für Schmiedefromm- und Stellfrommsein, für gut im Zuge, außerdem noch für tadellose Augen und Hufe.

„Vater, unterschreib nicht!“ sagte der Franz. „Man weiß nie, wie es geht.“

Der Schachenbur weigerte sich, zu unterschreiben. Da kam er aber gut an.

Der Handelsmann strich das aufgezählte Geld wieder ein und sagte:

„So, dann ist der Handel wieder aus.“

„Das ist uns recht!“ sagte freudig der Franz.

„Jetzt bring ich das Käppli dem Buckenbur!“

Dem Schachenbur schwoilen aber die Adern wieder auf der Stirne an.

Dann schrie er seinen Sohn an:

„Nein, der Buckenbur bekommt mein Käppli nicht!“

Hastig ergriff er die Feder und unterzeichnete den Vertrag.

Drittes Kapitel.

Schlechte Botschaft.

Unzufrieden mit sich selbst und mit viel weniger Geld als er zu lösen gehofft hatte, war der Schachenbur mit seinem Sohne nach Hause gekommen. Am andern Tage machte er sich auf den Weg und zahlte den Stenereinnehmer. Dann schickte er den verfallenen Zins an die Bank.

Außerdem hatte er noch einigen alten Verpflichtungen nachzukommen.

Es blieb ihm noch eine kleine Summe in den Händen.

Einige Wochen vergingen. Die Ernte war im vollsten Gange. Die Schachenburenleute mühten sich im Schweiße ihres Angesichtes von früh bis spät ab.

An einem heißen Nachmittag stieg kenchend der Postbote zum Schachenburenhof herauf. Er brachte einen dicken eingeschriebenen Brief.

Der Schachenbur bestätigte den Empfang des Briefes, dann erbrach er ihn mit zitternder Hand. Langsam las er den Inhalt des Briefes. Er konnte es nicht fassen.

Da stand, daß der Rapp über den Rhein hinüber verkauft worden sei, daß er dämpfig und zu keiner anstrengenden Arbeit mehr zu verwenden sei. Der Handelsmann habe deshalb bereits Klage bei Gericht gestellt und in den nächsten Tagen werde ihm der Streit verkündet werden. Es bleibe ihm gar nichts Anderes übrig, als das Pferd schleunigst wieder zu holen, die entstandenen Kosten und das Futtergeld zu bezahlen.

Der Schachenbur glaubte, der Schlag wolle ihn treffen. Sein Rapp, der schöne 4-jährige Rapp sollte dämpfig sein.

Das war nicht möglich. Eher hätte der Schachenbur des Himmels Einsturz erwartet, als diese Nachricht.

Der Brief hatte noch einen Nachsatz. Es stand unter dem Schluß noch ganz unten:

Da das Pferd noch jung sei, würde er, der Handelsmann, bei Ueberendung einer Abfindungssumme von 350 Mark das Pferd behalten und einige Monate auf die Weide schicken, damit es sich wieder erholen könne. Auch würde er die Sache mit dem Gerichte in Ordnung bringen.

„Ein Schwindel ist die ganze Sache!“ schrie der Bauer. „Dem Rapp fehlt nichts.“ Dabei zerriß er den Brief in mehrere Fetzen.

Es war aber dem Schachenbur doch nicht ganz wohl bei der Sache.

Er grübelte noch einige Zeit über den Fall nach.

Da trat der Franz in die Stube herein und rief:

„Vater komm, hilf uns die Garben einfahren; es kommt ein schweres Wetter über den Buch herüber. Was hat's denn gegeben, daß Du so auseinander bist, Vater?“

„Der Rapp soll dämpfig sein und 350 Mark soll ich an den Juden zahlen oder den kranken Rappen holen —“ erwiderte der Schachenbur.

„Unser Rapp dämpfig? das kann nicht sein. Er war nicht dämpfig bei uns. Man findet kein Pferd, das eine bessere Lunge hätte!“ sagte entriistet der Franz. Den Handelsmann lassen wir einmal warten. Vom Gericht ist ja noch nichts gekommen! „Es wird ein Schwindel sein. Vor einigen Wochen haben wir einen ähnlichen Fall in der Zeitung gelesen.“

„Der Jude soll warten, bis er etwas bekommt!“ versetzte der Vater. „Ich glaube den Schwindel nicht.“

Draußen rollte jetzt der Donner von der Ferne her. Dieses mahnte die Beiden zur Eile.

Eine pechschwarze Wand zog langsam von Westen heran. Wenn die ihren Inhalt ausschüttete, dann mußte der dürre Roggen gründlich eingeweicht werden. Alles verdoppelte jetzt seine Arbeit. Bis das Gewitter sich entlud, fuhr der letzte Wagen zum Thore hinein. Der Roggen war in Sicherheit gebracht.

Es vergingen einige Tage. Der Schachenbur und sein Sohn hatten bald den Brief des Handelsmannes vergessen.

Da brachte der Postbote wieder einen Brief.

In diesem der Streit

Es schie

Jetzt w

Schachen

Es dro

Prozeß, u

genug.

Er dach

Juden nich

Wo aber

Es war

noch 70

brauchte

leihen war

Kreditverei

war nicht

„Hätten

gegeben.“

wir jetzt

nicht mit

zu verproz

Der S

Es wär

gewesen, d

wenn ein

Land, in f

Beschäftigt

Das so

Jetzt half

Der S

und zu he

Stande, i

wenig und

konnte er

Es muß

Tag mehr

Dem Ak

Post zugef

eines thier

In die

fieberlos s

erschwertes

der Ruhe

Das P

„dämpfig“

„Ich m

Vorstand

Franz zu

einen gute

Bauernvere

werde ich

Er nah

er in das

In diesem Schreiben wurde dem Schachenbur der Streit verkündet.

Es schien also doch kein Schwindel zu sein.

Jetzt war aber die Verlegenheit auf dem Schachenburenhofe wirklich sehr groß.

Es drohte also dem Schachenburen wieder ein Prozeß, und er hatte von seinem letzten noch genug.

Er dachte einmal darüber nach, ob er dem Juden nicht eine Abfindungssumme schicken sollte? Wo aber das Geld hernehmen?

Es waren ihm von dem ganzen Erlös nur noch 70 Mark übrig geblieben — und diese brauchte er sehr nothwendig. Das Geld zu leihen war auch recht schwierig. Einem ländlichen Kreditverein gehörte er nicht an und sein Kredit war nicht besonders groß.

„Hätten wir doch das Rüppli dem Buckenbur gegeben,“ sagte traurig der Franz. „Da hätten wir jetzt unsere 900 Mark und brauchten uns nicht mit dem Juden herumzustreiten und Geld zu verprozeßiren.“

Der Schachenbur seufzte.

Es wäre allerdings das Bessere und Klügere gewesen, denn es ist ja immer etwas riskirt, wenn ein so junges Pferd in ein ganz fremdes Land, in fremde Pflege und in eine ungewohnte Beschäftigung kommt.

Das sollte der Schachenbur noch erfahren. Jetzt half aber alle Neue nichts mehr.

Der Schachenbur wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Zum Zahlen war er nicht im Stande, den Prozeß fürchtete er auch nicht wenig und an die Dämpfigkeit des Rappens konnte er nicht glauben.

Es mußte aber gehandelt werden, denn jeder Tag mehrte die Kosten.

Dem Aktenstück, das dem Schachenbur mit der Post zugesandt wurde, lag auch die Abschrift eines thierärztlichen Zeugnisses bei.

In diesem Zeugnisse stand, daß der Rappe fieberlos sei, gut fresse, beim Einspannen aber erschwertes Athmen zeige, das auch im Zustand der Ruhe nicht sobald wieder schwinde.

Das Pferd müsse deshalb zur Zeit als „dämpfig“ angesehen werden.

„Ich meine, Vater, Du sollst erst mit dem Vorstand des Bauernvereins reden,“ sagte der Franz zu seinem Vater. „Der weiß gewiß einen guten Rath. Vielleicht übernimmt der Bauernverein für uns den Prozeß.“ „Ja, daß werde ich auch thun,“ erwiderte der Schachenbur.

Er nahm seinen Hut und Stock, dann stieg er in das Thal hinab.

Der Holderbur, ein sehr erfahrener und kluger Mann, war der Vorstand des Ortsbauernvereins.

Diesem erzählte der Schachenbur den langen Handel.

Nachdenklich und ernst hörte ihm der Holderbur zu.

Dann fragte er: „Ist es der Rappe, für den Dir mein Schwager, der Buckenbur, 850 Mark geben wollte?“

„Ja, der ist's,“ sagte kleinlaut der Schachenbur. „Der Rapp ist aber nicht dämpfig, es gibt kein besseres Roß!“

„Das kann man jetzt doch nicht mehr sicher behaupten“, meinte der Holderbur. „Kein Mensch weiß was mit dem Pferd passiert ist.“

„Wo steht jetzt das Pferd?“ fragte er hierauf den Schachenbur.

„Drüben in Elsaß in der Nähe von Straßburg, in einer Mühle,“ erwiderte der Schachenbur.

„Da könnte man ja leicht hinkommen und das Pferd ansehen,“ meinte der Bauernvereins-Vorstand.

„Auch den Thierarzt vom Amtstädtchen könnte man mitnehmen.“

„Ich werde heute noch an den ersten Vorstand des Bauernvereins schreiben. Ich hoffe, daß der Verein die Führung des Prozeßes übernimmt.“

„Da wäre mir ja geholfen!“ sagte ganz erleichtert der Schachenbur.

„Vorläufig rathe ich jetzt unvorzüglich mit dem Amtsthierarzt über den Rhein zu fahren und den Rappen anzusehen. Heute noch will ich an den Amtsthierarzt schreiben und ihn verständigen.“

„Ich fahre gleich übermorgen mit meinem Sohne hinüber“, versetzte der Schachenbur. Unter herzlichsten Dankesbezeugungen verabschiedete er sich vom Holderbur.

Jetzt war es ihm etwas leichter um's Herz.

Was hätte er aber drum gegeben, wenn er damals den Rappen an seinen Nachbarn, statt an den landfremden Handelsmann verkauft hätte.

Wenn aber der Bauernverein den Prozeß führte, dann konnte es auch nicht mehr so weit fehlen.

Droben auf seinem Hofe angekommen, erzählte er seiner Frau und dem Franz, daß der Bauernverein wahrscheinlich seinen Prozeß führe und daß er übermorgen in's Elsaß hinüber reisen werde, um nach dem Rappen zu sehen.

„Da geh' ich aber auch mit,“ rief der Franz.

Viertes Kapitel.

Wie es dem Rappen im Elsaß erging.

Der Tag der Abreise war gekommen. In der Amtsstadt gesellte sich zu den beiden Schachburen-Leuten der Amtsthierarzt. Dieser war auf den Rappen sehr gespannt.

An der Versicherung des Franz, daß dem Rappen nie etwas gefehlt habe, war ja nicht zu zweifeln. Dieser Versicherung stand aber das ärztliche Zeugniß entgegen. Es mußte also dem Rappen doch etwas passirt sein.

Nach langer Fahrt kommen die drei Männer endlich bei dem Müller an, der den Rappen gekauft hatte.

Der Müller hatte den Rappen um 680 Mark erworben und gleich am zweiten Tage nach dem Pferdemarkt in den Stall gebracht.

Der Rappe war mehrere Stunden lang bei glühender Hitze mit vielen andern Pferden in einem engen Eisenbahnwagen transportirt worden.

Er war in Schweiß gebadet, als er gegen Abend aus dem Wagen heraustrat.

Die Pferde mußten aber noch eine Stunde lang auf der Straße getrieben werden, bis sie in den Stall kamen. Zum Unglück brach ein Unwetter los und die erhitzten Pferde wurden gründlich durchnäßt. Am Tage darauf kam das Pferd in den Stall des Müllers.

Der Müller hatte nur das eine Pferd, das im Kuhstalle eingestellt werden mußte.

Gleich beim Einführen in den Stall bemerkte der Müller, daß der Rappe hustete. Er achtete aber nicht darauf. Das Pferd bekam Kleeheu und etwas verdorbenen Hafer vorgelegt. Es fraß fast nichts davon, dagegen trank es gierig Kleientränke, die man ihm brachte.

Am zweiten Tage nach der Einstellung fraß das Pferd gar nichts mehr. Auch athmete es schwer. Während der Nacht hatte es in dem heißen Kuhstall sehr stark geschwitzt.

Der Müller brauchte jetzt das Pferd. Er belud den Wagen und spannte das Pferd ein.

Das kranke Thier kam aber nicht sehr weit. Schon vor dem nächsten Dorfe blieb es stehen. Es athmete furchtbar angesirengt. Wiederholt machte es zwar Versuche, den Wagen fortzuziehen, es ging aber nicht.

Jetzt wurde der Müllerknecht furchtbar zornig. Er prügelte unbarmherzig den Rappen, da er glaubte, daß es Böswilligkeit oder Faulheit des Pferdes sei. Das Pferd raffte alle seine Kraft zusammen.

Es zog den Wagen wieder ein Stück, dann fing es an zu taumeln und drohte umzusinken.

Der Müllerknecht erschraf jetzt. Er spannte das arme Thier aus. Zitternd und krampfhaft athmend stand es da.

Wiederholt drohte es umzufallen.

Einige Personen halfen dem Müllerknecht das offenbar kranke Pferd in einen Stall zu führen.

Nach einigen Stunden hatte sich der Rappe soweit erholt, daß man ihn mit vieler Mühe heim in die Mühle führen konnte.

Scheltend und über den Handelsmann schimpfend, der ein schlechtes Pferd geliefert habe, empfing der Müller das kranke Pferd.

Der gute Rappe bekam noch einige Puffe und Stöße, bis er wieder wankend und stolpernd in seinem Stalle im heißen Stalle ankam.

Rechtend legte er sich nieder.

Das Liegen schien ihm aber Beschwerden zu machen, denn er sprang nach kurzer Zeit wieder auf.

Von dem vorgelegten Futter fraß er aber nichts.

Am andern Morgen war das Pferd etwas ruhiger. Auch fraß es eine kleine Menge Klee. Die Athmung war aber immer noch sehr erschwert. Auch hustete das Thier fast in einem fort. Ebenso zitterte es zuweilen ganz heftig. Die Ohren fühlten sich bald kalt und bald warm an, was der Knecht des Müllers mehrmals beobachtete.

„Das Pferd muß krank sein,“ sagte der Knecht zu seinem Herrn. „Es frißt fast nichts, schnauft schwer und zittert. Auch sind die Ohren bald kalt, bald heiß!“

„Ein schlechtes Pferd ist's, das nichts leisten kann und will,“ schrie der Müller. „Ausgeschmiert bin ich von dem Handelsmann geworden. Ein Schenderich hat er mir aufgehängt für 680 Mark.“ — „Ich meine doch, das Pferd ist krank,“ versetzte der Knecht.

„Warum soll das Pferd gerade bei uns krank werden!“ erwiderte der Müller.

„Meine Ansicht ist, daß es überhaupt nichts taugt. Wenn das Roß etwas nützlich wäre, hätte es sein früherer Herr sicher behalten!“

„Mach' Dich fertig, und rufe den Dyppeheimer, er soll sein Roß wieder holen!“

Der Knecht machte sich reisefertig.

Er erlaubte sich zwar noch zu sagen, es wäre vernünftiger, den Thierarzt zu rufen, statt den Juden, der dem kranken Thiere doch nicht helfen könne.

Der Müller wurde aber grob und hieß ihn schweigen und thun, was er ihm befehle, sonst könne er seinen Bündel schnüren.

Brummend verließ der Knecht den Hof und

juchte den nicht fand.

Nach z die Mühle

Mit ein er von d

Der F Er sah

war als a

Er zog Schachenb

Da star Fehler, fü

„Das Markt gel

Handelsma ich den S

den Gara rufen, da

Zeugniß s

Einige Handelsme

„Warum können wir

bur, daß Wir brauc

Das le

„Heute Brief an

kann er

schlaue D

Der jäh war mit d

Dyppeheim

Er schri

Er hat und Fieber

dann kom

stellen auf

Pferd fieb

für dämpf

athmigkeit

Hätte

Zustand g

getragen, des Mülle

Es mu

arzt hinter

Dem H

daß das

Reise oder

Das ge

zu sagen,

ihm zu ve

suchte den Oppenheimer, den er aber sobald nicht fand.

Nach zwei Tagen kam der Oppenheimer auf die Mühle.

Mit einer ganzen Fluth von Vorwürfen wurde er von dem jähzornigen Müller empfangen.

Der Handelsmann besah sich das Pferd.

Er sah wohl ein, daß das Pferd ganz anders war als auf dem Hofmarkt.

Er zog aber dann den Schein heraus, den der Schachenbur unterschrieben hatte.

Da stand drin: „garantirt für alle gesetzlichen Fehler, für gut im schweren und leichten Zug“.

„Das Pferd muß der Bauer, der's auf den Markt gebracht hat, wieder nehmen,“ sagte der Handelsmann; „er hat ja garantirt. Hier hab' ich den Schein!“ Damit übergab er dem Müller den Garantieschein. „Soll ich den Thierarzt rufen, daß er das Pferd untersucht und ein Zeugniß schreibt?“ fragte der Müller.

Einige Augenblicke überlegte der geriebene Handelsmann. Dann sagte er pfliffig:

„Warum denn gleich Kosten machen? Die können wir sparen. Ich schreibe dem Schachenbur, daß er das Pferd holt und die Kosten zahlt. Wir brauchen keinen Thierarzt und kein Gericht!“ Das leuchtete dem Müller ein.

„Heute noch schicke ich einen eingeschriebenen Brief an den Schachenbur. In drei Tagen kann er da sein“, erklärte zum Schluß der schlaue Oppenheimer.

Der jähzornige Müller hatte sich beruhigt und war mit dem Vorschlag ganz einverstanden. Der Oppenheimer ging nach Hause.

Er schrieb aber dem Schachenbur nicht.

Er hatte gesehen, daß das Pferd krank war und Fieber hatte. Rief er jetzt einen Thierarzt, dann konnte dieser niemals ein Zeugniß ausstellen auf Dämpfigkeit. So lange nämlich ein Pferd fieberhaft erkrankt ist, kann man es nicht für dämpfig erklären.

Dämpfigkeit, im Sinne des Gesetzes, ist Schwerathmigkeit bei sonst ganz gesundem Zustand.

Hätte der Thierarzt das Pferd in diesem Zustand gesehen, dann hätte er sicher Bedenken getragen, auch später ein Zeugniß zu Gunsten des Müllers oder Oppenheimers auszustellen.

Es mußte unter allen Umständen der Thierarzt hinter's Licht geführt werden.

Dem Handelsmann war es nicht ganz klar, daß das Pferd erst krank geworden sei auf der Reise oder in den Händen des Müllers.

Das getraute er sich aber dem Müller nicht zu sagen, weil er fürchtete, die Kundschaft bei ihm zu verlieren.

Der Handelsmann wollte vor Allem Zeit gewinnen. Er hoffte, daß dann die Sache immer an dem Schachenbur oder dem Müller hängen bleibe. Er als Mittelsmann hoffte sich aus der Schlinge zu ziehen, obgleich das Pferd eigentlich sich die Krankheit zugezogen hatte, so lange es in seinen Händen war.

Er hoffte auch, daß das Pferd wieder besser werde.

Je länger er zuwarten konnte, desto besser kam er jedenfalls weg.

Nach 5 Tagen kam er wieder auf die Mühle und fragte scheinheilig, ob der Schachenbur das Pferd schon geholt habe?

Er hatte aber dem Schachenbur noch gar nicht geschrieben. Der Müller verneinte es.

Der Handelsmann ging hinaus in den Stall zum Rappen. Der Rappe stand jetzt 9 Tage auf der Mühle. Aufmerksam betrachtete der Oppenheimer das Pferd.

Er fühlte die Ohren an. Sie waren warm, wie bei einem gesunden Pferd. Auch war der Rappe wieder frisch und etwas munterer.

Vorgelegtes Futter fraß er mit ziemlichem Appetit. Er hustete aber ziemlich häufig und athmete noch etwas schwer.

Der Pferdehändler zählte 24 Athemzüge im Stande der Ruhe bei dem Rappen. „Wir wollen den Rappen einmal etwas einspannen,“ meinte der Handelsmann.

Der Rappe wurde eingeschirrt. Der Knecht belud einen Wagen mit etwa 15 Ztr. Mehl.

Der Rappe wurde vor den Wagen gespannt. Anfangs schien der Rappe seine Sache ganz gut zu machen. — Bald ließ er aber in seinem Eifer nach — er athmete immer angestrengter und schließlich blieb er stehen. Schweiß bedeckte das ganze Thier.

Die Athmung geschah jetzt mit großer Anstrengung, mit Aufreißen der Rüstern. Mehr als eine halbe Stunde brauchte der Rappe, bis er sich wieder beruhigte. Dabei hustete das Thier fortwährend.

„Jetzt lassen wir den Thierarzt holen,“ erklärte der Handelsmann, „und zwar auf meine Kosten. Wenn der Schachenbur nicht kommt, verkünden wir ihm den Streit. Den Prozeß müssen wir gewinnen. Das Pferd ist dämpfig, und zwar schon heute am 11. Tage nach der Uebernahme — und garantirt hat er mir. Ich habe es schriftlich.“

Am 11. Tage nachdem der Rappe in die Mühle kam, am 13. Tage nach dem Pferde- markte, und am Tage bevor die gesetzliche Gewährungszeit ablief, untersuchte der Thierarzt

den Kappen. Zuerst stellte er die Temperatur im Mastdarme fest. Sie betrug 38,5° C.

„Das Pferd hat kein Fieber,“ erklärte er nach dieser Konstatirung.

Pulsschläge hatte das Pferd 42. Auch das war ganz in der Ordnung. Dagegen hustete das Pferd. „Ein eigentlicher Dämpfhusten ist es gerade nicht,“ meinte der Thierarzt. „Für ein dämpfiges Pferd ist dieser Husten viel zu kräftig.“

Die Athmung betrug aber im Stande der Ruhe noch 24 Züge in der Minute und nach kurzer Fahrt benahm sich das Pferd gerade so wie damals als es der Oppenheimer einspannen ließ. Der Thierarzt horchte dann an der Brust, in Herzgegend.

Dann schüttelte er den Kopf.

Er konnte zu keinem sicheren Schlusse kommen. Fieber hat das Pferd keines, guten Appetit hat es auch und dabei diese große Athemnoth.

„Man kann es nicht leugnen, es ist dämpfig. Doch sind wieder Erscheinungen da, die darauf hinweisen, daß drinnen in der Lunge noch eine Krankheit oder der Rest einer Krankheit steckt, die noch nicht recht heraus kann, mit der Zeit aber doch noch verschwindet!“ erklärte der Thierarzt. Auf das können wir aber nicht warten, sagte der Handelsmann, „denn morgen ist der letzte Tag, dann ist die Zeit aus.“

„Gut, dann will ich morgen das Pferd noch einmal untersuchen,“ erwiderte der Thierarzt.

Am andern Tage kam er wieder und untersuchte das Pferd nochmals gründlich. Der Befund war wie am Tage vorher. Dann schrieb er das Zeugniß.

Der Oppenheimer aber schickte den eingeschriebenen Brief ab, der auf dem Schachenburenhof so großen Schrecken verbreitet hatte. Dann rieb er sich schmunzelnd die Hände. Ihn konnte keine Verantwortung mehr treffen!

Fünftes Kapitel.

Wie der Schachenbur seinen Kappen wieder findet.

Der Schachenbur war mit seinem Sohne und dem Amtsthierarzt in Begleitung des Pferdehändler Oppenheimers auf der Mühle angekommen.

Mit finsterner Miene und mit wenig freundlichen Worten empfing der Müller die badischen Bauern mit ihrem Thierarzt. Desto größer war aber die Freude des Kappen, als er die Stimme des Franz wieder hörte. Er spitzte die Ohren und fing zu wiehern an.

Bei dem Müller dadrüben im Elsaß war es ihm ja herzlich schlecht gegangen. Er war gleich krank geworden und der Franz war nicht da, ihn zu pflegen.

Jetzt war aber sein Freund, der Franz gekommen!

Man ging zusammen in den Stall hinein. Der Kappe sah nicht mehr so gut aus, wie drüben in den badischen Bergen.

Er war mager geworden.

Seine schöne edle Leibesform hatte er ganz verloren.

„Was bekommt denn das Pferd zu fressen?“ fragte der Amtsthierarzt.

„Es bekommt Häcksel, Kleeheu oder grünen Klee,“ antwortete der Müller. „Auch streue ich Klee und Mehl auf den Häcksel. Kleien- und Viehstränke bekommt es auch.“

„Und Hafer?“ fragte der Amtsthierarzt.

„Hafer kann ich meinem Pferde nicht füttern, der ist mir zu theuer,“ erwiderte der Müller.

Der Franz schüttelte traurig den Kopf. Das war also sein Käppi!

Er glaubte jetzt selbst, daß das Pferd dämpfig sei.

Ganz verduzt betrachtete der alte Schachenbur sein Pferd.

Da kam ihm der Gedanke, ob sein Kappe beim Buckenbur auch so aussehen würde wie hier, und Gewissensbisse quälten ihn.

Er hatte immer noch gehofft, die ganze Sache werde sich als einen Schwindel entpuppen. Jetzt sah er aber, daß die Sache bitterer Ernst werde.

Der Thierarzt untersuchte das Pferd. Dann sagte er: „Die Sache ist eine äußerst mißliche. Das Pferd ist vollständig fieberlos, es hat aber einen stark ausgesprochenen Dampf. Zweifellos ist der Dampf erst erworben worden durch irgend einen Umstand, seitdem es verkauft worden ist. Das Gesetz nimmt aber an, daß der Dampf schon zur Zeit des Kaufabschlusses vorhanden war, wenn er innerhalb 14 Tagen zweifellos nachgewiesen wird. Am 13. Tage ist dieses aber geschehen.“

Das Gericht in Baden wird sicher den Schachenbur verurtheilen müssen.

Es gäbe nur noch eine Möglichkeit, in diesem Prozesse zu siegen. Wir müssen nämlich nachforschen, ob nicht das Pferd hier krank geworden und dabei verstorben worden ist. Ich vermute dieses, denn in der Lunge finde ich noch Erscheinungen, die auf einen heftigen, noch nicht ganz abgelaufenen Lungenkatarrh hinweisen.

Wenn es uns gelingt, nachzuweisen, daß das Pferd, während es krank war, noch eingespannt und übermäßig angestrengt worden ist, dann sind für uns die sonst ganz trüben Aussichten etwas günstiger.

In dem benachbarten Dorfe hatte der Amts-

thierarzt
handlung
Es waren
Der Knecht
Durch
der Amtst
Kappe kro
gespannt

Nach e
thierarzt,
Bauernwer
es auf ei
da der F
und sich d
kehrter B
habe.

Außerde
der mänge
Behandlung

Auf all
lässigkeit
beizog, erl

Ganz r
und der W
seitig zu l

Der ja
Schachenb
Grobheiten
aber ganz
mehr zu
seine For

Als der
nichts aus
Bitten.

legenheit
seine Sch

Er bat
Er verzic
Er verlan
Oppenhei

„Vater
nach Hau

Der S
es gethan
ja das G

Der D
gegeben.

auf das
ja Steuer
bezahlen.

Profit de
Wie ja
Wäre e
hätte er

thierarzt schon Einiges erfahren über die Behandlung des Pferdes durch den Müllerknecht. Es waren ja genug Zeugen für diesen Vorfall da. Der Knecht des Müllers wurde herbeigerufen. Durch verschiedene Kreuz- und Querfragen hatte der Amtsthierarzt bald herausgebracht, daß der Rappe krank ankam und daß er dann noch eingespantt wurde.

Nach einigem Ueberlegen erklärte der Amtsthierarzt, der von dem Schachenbur und dem Bauernverein die Vollmacht hierzu hatte, daß sie es auf einen Prozeß ankommen lassen wollen, da der Rappe bei der Uebergabe gesund war und sich die Mangelhaftigkeit erst in Folge verkehrter Behandlung in der Mühle zugezogen habe.

Außerdem sei es noch nicht ganz sicher, ob der mangelhafte Zustand sich nicht bei geeigneter Behandlung in kurzer Zeit verliere.

Auf alle Fälle wäre es aber eine grobe Fahrlässigkeit gewesen, daß man den Thierarzt nicht bezog, erklärte er zum Schlusse.

Ganz verblüfft schauten sich der Handelsmann und der Müller an und sie fingen an sich gegenseitig zu beschuldigen.

Der jähzornige Müller wollte nun auch die Schachenburenleute und den Amtsthierarzt mit Grobheiten überschütten, der Amtsthierarzt sagte aber ganz ruhig, daß sie jetzt mit ihm nichts mehr zu schaffen hätten. Vor Gericht möge er seine Forderungen geltend machen.

Als der Müller sah, daß er mit Grobheiten nichts ausrichten könne, verlegte er sich auf's Bitten. Er war mit dem Rappen sehr in Verlegenheit gekommen, wenn dieses auch theilweise seine Schuld war.

Er bat, man möge das Pferd zurücknehmen. Er verzichte gerne auf Ersatz der Futterkosten. Er verlange nur 680 Mark, soviel als er dem Oppenheimer bezahlt habe.

„Vater! Wir wollen den Rappen wieder mit nach Hause nehmen!“ sagte der brave Franz.

Der Schachenbur seufzte. Wie gerne hätte er es gethan. Er konnte aber nicht, denn er hatte ja das Geld nicht mehr.

Der Oppenheimer hatte ihm nur 630 Mark gegeben. Dieses Geld hatte er verbraucht bis auf das wenige, das er bei sich trug. Er mußte ja Steuern, Kapitalzinsen und andere Sachen bezahlen. Auch sollte er noch die 50 Mark Profit des Handelsmannes bezahlen!

Wie schlimm war er angekommen!

Wäre er noch im Besitze des Geldes gewesen, so hätte er sich wahrscheinlich dazu entschlossen, den

Rappen mitzunehmen. So war er aber nicht mehr im Stande dazu.

„Ich verzichte auf meinen Gewinn und meinetwegen auf die Kosten,“ rief der Pferdeshändler, dem die Angelegenheit doch auch etwas kritisch schien.

„Die Sache muß ich mir einige Tage überlegen,“ sagte zögernd der Schachenbur. Er war jetzt entschlossen, irgendwo das Geld aufzunehmen.

„In 8 Tagen schicken wir Antwort,“ setzte der Amtsthierarzt noch hinzu.

„Und morgen schicke ich ein anderes Pferd,“ sagte der Oppenheimer. „Den Rappen nehme ich einstweilen, mit Zustimmung der streitenden Parteien, zu mir.“

Damit waren jetzt Alle einverstanden. Dagegen hatte Niemand etwas einzuwenden.

Die Schachenburen-Leute und der Amtsthierarzt reisten wieder ihrer Heimath zu.

Sechstes Kapitel.

Wie das Rappli und der Franz auf den Bückenhof kommen.

Als der Schachenbur daheim angekommen war, beschloß er, bei seinen guten Freunden das Geld zu leihen, damit er den Rappen beim Oppenheimer auslösen und heimbringen könne. Vor dem Prozesse hatte er einen gewaltigen Respekt. Es war aber auch kein Wunder. Seine abgeholzte Halbe da drüben war ja eine ständige Mahnerin.

Er fand aber überall verschlossene Thüren und Herzen, wo er auch anklopfte. Manche machten ihm auch Vorwürfe oder verspotteten ihn, weil er sein Pferd nicht dem Bückenbur gegeben habe. Einige sagten ihm ganz deutlich in's Gesicht, daß es ihm so ganz recht geschehe!

Da faßte sich aber der brave Franz ein Herz. Ohne seinen Eltern etwas zu sagen, ging er hinauf zum Bückenbur.

„Bückenbur,“ sagte er zum Nachbar, nachdem er freundlich von diesem empfangen worden war, „Du hast für den Rappen 900 Mark geben wollen, jetzt kannst Du ihn haben um 630 Mk.“

„So, jetzt kann ich den Rappen haben, nachdem ihn die Eläser da drüben ruinirt haben,“ sagte der Nachbar etwas ärgerlich.

„Der Rapp ist nicht ruinirt! Bückenbur!“ versetzte der Franz. „Wenn ich den Rapp wieder in meinen Händen habe, dann wird sein Dampf bald wieder verschwinden und der Rapp wird wieder sein wie zuerst!“

„Dir glaub' ich, Franz!“ sagte freundlich der Nachbar.

„Es ist schön, daß Du zu mir kommst. Dein Vater hat den Weg zu mir herauf noch nicht gefunden!

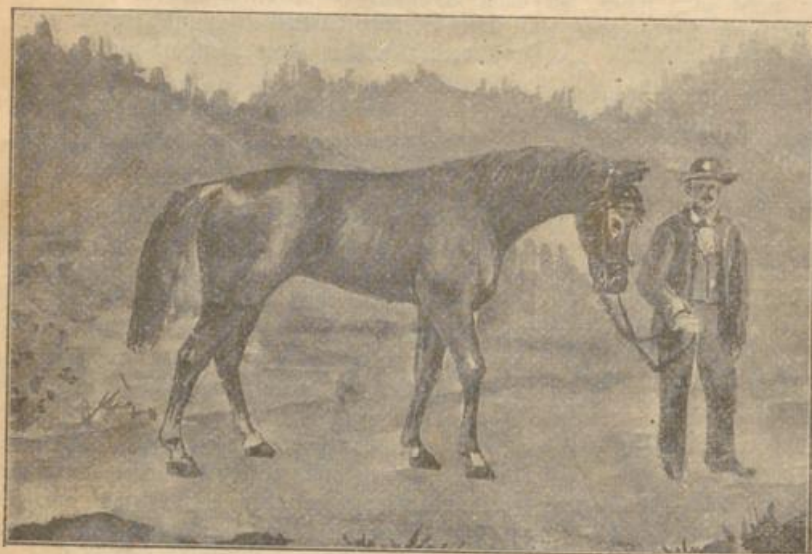
„Wie viel brauchst Du Geld?“

„Ich muß 630 Mark bezahlen,“ antwortete der Franz.

Der Buckenbur ging in die Kammer hinauf. Dann brachte er einige Banknoten und zählte dem Franz 700 Mark auf den Tisch, indem er zu ihm sagte: „So, jetzt geh' und hol' mein Ráppli!“

„Das Ráppli bleibt aber bei mir im Stall, bis es wieder ist wie zuerst,“ meinte der Franz.

„Damit bin ich ganz einverstanden,“ antwortete darauf freundlich der Buckenbur. „Ich kauf' es jetzt Dir ab um 700 Mark, wie es jetzt ist.“



Das Ráppli kommt krank aus dem Elsaß heim.

Hocherfreut ging er mit seinem Gelde nach Hause. Er sagte seinem Vater, daß er noch in der Nacht fortreisen werde, da er wegen seiner Militärpflicht in der Amtsstadt zu thun habe.

Etwas besorgt waren aber doch seine Eltern, als er am zweiten Tag noch nicht nach Hause kam.

„Der hat gewiß den Rappen aufgesucht,“ sagte die Mutter.

„Kann sein,“ erwiderte einsilbig der Vater. Er war wieder von einigen sauren und vergeblichen Gängen nach Hause gekommen.

In wie viele Widerwärtigkeiten hatte ihn seine Abneigung gegen den Nachbarn gebracht!

Er nahm sich aber vor, in Zukunft entgegenkommender zu sein, gehe die Sache aus, wie sie wolle.

Der Franz war aber zum Oppenheimer gegangen. Diesem hatte er das Geld auf den Tisch gezählt, dann hatte er sich auf den Weg gemacht. Wie willig folgte ihm das treue Tier! Sie waren aber lang unterwegs, denn das Pferd wurde recht bald müde.

Je näher es aber der Heimath zuging, desto munterer griff das Ráppli aus. Daheim starrte aber trübsinnig der Schachenbur an seinem Tische in eine Ecke hinein.

Plötzlich hörte er draußen vor dem Hause Pferdegetrappel und ein helles Wiehern. Auch aus dem Stalle schallte mehrstimmiges Wiehern heraus. Neugierig öffnete der Schachenbur das Fenster und schaute hinaus.

Draußen aber stand der Franz mit dem Ráppli.

Der Schachenbur eilte hinaus. Aus der Küche kam die Mutter gesprungen und alle Hausgenossen fanden sich bald draußen im Hofe zusammen, begrüßt vom freudigen Wiehern des Rappen, der bald zu dem einen, bald zu dem andern hintänzelte und von jedem kleine Lederbissen in Empfang nahm.

Der Rapp wurde in den Stall gebracht.

„Du sollst bald anders aussehen, wenn ich dich pflege, Ráppli,“ sagte der Franz, während er dem Pferde

freundlich die Stirne streichelte. Damit schien das Pferd ganz einverstanden zu sein, denn es wieherte freudig.

Auch die alte Stute und der steinalte Fuchs, ja sogar das Fohlen freute sich über das Eintreffen des Rappen.

Der Franz verwendete jetzt alle Sorgfalt auf die Pflege des Rappen.

Er gab ihm vor Allem wieder eine schöne Portion Hafer, den das Thier drüben in der elsässer Mühle lange entbehren mußte. Die Heu- und Häckselration kürzte er aber etwas. Dafür bekam das Pferd täglich dreimal gelbe Rüben, die der Franz in längliche Stücke schnitt. „Das beseitigt den Husten,“ meinte der Franz. Er hatte darin auch anscheinlich recht. Das Pferd, das

im Anfang und nach

Bei gut den ganzen

„Die herabkommen machen,“

Und an Auch wäh

Luft im neben der

so vor die Säcken ein

einen Sach innen. S

kommen, f wärmen.

Pferde nic Einspan

nach 6 W Nach 2

vollständig Er hatt

halten. S geworden.

fast so vol Der H

das Athm Wiederk

betrachtete lich über

Nach 4 such mit d

Spielend her. Es

als drüber Mehl, Kle

„Morge bur hinüb

zu seiner „Der V

billig,“ v das Glück

als Kumm

Nicht fle Nicht stel

Gib, Ew Dem Ge

Den Pfa Ob still

Und ein D, die ic

im Anfange viel hustete, verlor den Husten nach und nach ganz.

Bei gutem Wetter brachte der Franz das Pferd den ganzen Tag auf die Bergweide hinaus.

„Die gute Luft, die von dem Tannenwald herabkommt, wird die Lunge bald wieder gesund machen,“ dachte sich der Franz.

Und auch in diesem Punkte hatte er recht. Auch während der Nacht sorgte er für eine gute Luft im Stalle, indem er das große Fenster neben der Stallthüre aushob und zwei Säcke so vor die Oeffnung nagelte, daß zwischen beiden Säcken eine handbreite Luftschichte verblieb. Den einen Sack nagelte er außen hin, den anderen innen. So konnte die Luft in den Stall hineinkommen, sie mußte sich aber vorher etwas erwärmen. Die kalte Nachtlust konnte eben die Pferde nicht direkt treffen und ihnen schaden.

Einspannen wollte der Franz den Kappen erst nach 6 Wochen.

Nach 3 Wochen war aber der Kappe fast vollständig hergestellt.

Er hatte sein altes Temperament wieder erhalten. Seine Haare waren glatt und glänzend geworden. Rücken und Kruppe zeigten wieder fast so volle Formen wie früher.

Der Husten war ganz verschwunden und auch das Athmen ging jetzt wieder leichter.

Wiederholt kam der Buckenbur herüber und betrachtete seinen Kappen. Er freute sich herzlich über das Gedeihen des schönen Thieres.

Nach 4 Wochen machte man den ersten Versuch mit dem Einspannen. Es gelang vollständig. Spielend schritt das Pferd neben seinen Kameraden her. Es war jetzt wieder ein ganz anderes Thier als drüben bei dem eltsäpischen Müller, wo es Mehl, Kleie und Kleeheu fressen mußte.

„Morgen bringe ich das Pferd zum Buckenbur hinüber,“ sagte an einem Abend der Franz zu seiner Mutter.

„Der Buckenbur bekommt jetzt das schöne Roß billig,“ versetzte die Mutter traurig. „Der hat das Glück auf seinem Hofe und wir haben nichts als Kummer, Verdruß und Sorgen.“

„Ich bin ganz zufrieden, daß es so ging und der Kappe wieder in gute Hände kommt,“ erwiderte der Franz.

„Der Nachbar hat noch 700 Mark für das kranke Pferd bezahlt.

Mehr können wir nicht verlangen. Der Buckenbur ist nicht schuld, daß wir so in die Verlegenheit gekommen sind!“

Am anderen Tage brachte er das Pferd auf den Buckenburenhof. Bunte Bänder hatte er dem Pferd in die Mähne geflochten.

Freudig begrüßte der Nachbar den Franz mit seinem Pferd.

Das Pferd sah jetzt überaus stattlich aus.

„Tausend Mark ist es heute werth,“ sagte der Bur zum Franz.

„Das war ein Meisterstück, das Pferd wieder so herzurichten. Dir hab' ich's aber zugetraut.“ Wohlgefällig hörte der Franz auf dieses Lob.

Der Buckenbur führte dann den Franz hinein in die Stube. Wein und Schinken waren bereits auf den Tisch gestellt. Die Beiden sprachen den Speisen und dem Getränk wacker zu.

Als sich der Franz zum Fortgehen anschickte, fragte er, ob er zuweilen nach dem Kappen sehen dürfe.

Der Buckenbur aber schmunzelte.

„Hör' einmal, Franz,“ sagte er.

„Ich meine, Du solltest ganz auf den Buckenburenhof herüber ziehen. Meine Tochter hat schon längst ein Auge auf Dich geworfen.“

Diese sollst Du bekommen und den Hof dazu! Ich weiß, daß Du den Hof nicht zu Grunde richten wirst, wie es so manche schon gethan haben. Bist einverstanden?“

Der Franz wurde feuerroth.

Er sagte nicht nein. Freudig stürmte er mit der Botschaft hinunter zu seinen Eltern.

Jetzt war auch das Glück in den Schachenburenhof gekommen.

An diesem glücklichen Ereigniß war aber zum Theil das Ráppli schuldig, dem es drüben im Eltsäp so schlecht ergangen war.

Sinnsprüche.

Nicht seh' ich um den Segen ew'gen Glückes,
Nicht seh' ich um ein flüchtig Erdengut;
Gib, Ew'ger, nur in Stürmen des Geschickes
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig schreiten,
Ob still die Luft, ob wild die Stürme weh'n,
Und eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laß mich glücklich seh'n!

Ritterhaus.

Wer täglich sich zum Sterben schickt,
Den hat Gott gnädig angeblickt;
Er steht in rechtem Friedens Bann,
Den Gott nur, die Welt nicht geben kann.
Denn wer im Leben Gutes thut,
Den überkömmt ein starker Muth,
Und ihn erfreut des Todes Stund',
Da ihm die Seligkeit wird kund'.

A. Düre.